

Laudatio zur Verleihung des Jonges-Preises für Bildende Künstler 2021 an Meral Alma*

von Dr. Christiane Hoffmans**

Liebe Meral Alma, sehr geehrter Herr Rolshoven, sehr geehrte Herren,

„Es gibt einen Grund zu leben – und das ist diese Welt“. Dieser Satz stammt von Meral Alma. Sie sagte ihn fast beiläufig während unseres Gesprächs in ihrem Atelier.

„Es gibt einen Grund zu leben – und das ist diese Welt“. Eine solche Aussage ist eine große Überraschung in einer Zeit, in der die Welt Kopf steht. In einer Zeit, in der viele geglaubte Sicherheiten auf dem Prüfstand stehen. Verursacht durch die Corona-Pandemie, durch die viele Menschen ihr Leben und ihre Existenz verloren haben und immer noch verlieren, durch die Flutkatastrophe, die sich direkt vor unserer Haustür ereignet. Und nicht zuletzt sind wir umgeben von Staatslenkern, die Menschenrechte verletzen und skrupellos die Fundamente unserer über viele Jahrhunderte entwickelten humanistischen Haltung missachten – auch in Europa. Wenn das kein Grund ist, mit der Welt zu hadern?

Und Meral Alma? Sie blickt neugierig auf diese Welt und erkennt darin ihren Lebensinhalt. Müsste man Meral Almas Statement aus Sicht einer in Aufruhr geratenen Gesellschaft nicht als blauäugig oder naiv bezeichnen?

Die Frage klingt provokant, doch sie führt uns direkt in das Herz der Kunst Meral Almas und in den Gedankenkosmos der Künstlerin.

Beginnen wir bei unserer Beschäftigung mit Almas Malerei mit dem ersten Eindruck, den die Werke auf wohl jeden von uns haben. Das ist die direkte Begegnung mit Menschen: Mit Tänzerinnen und Punkern, Musikern und Akrobatinnen, Königinnen und Königinnen, Hut- und Turbanträgern, Engel, Afrikanerinnen, Europäern und Asiatinnen. Die Figuren treten einzeln oder in kleinen und großen Gruppen auf. Wir sehen sie von vorne oder von der Seite. Mal als riesiges Porträt, mal nur in Briefmarkengröße.

Bis zu 400 Figuren können sich auf einer Leinwand versammeln. Eine enorm große Anzahl. Und man fragt sich: Wie macht die Künstlerin das? Benutzt sie für ihre Porträts Vorlagen – etwa aus Büchern und Filmen oder fotografiert oder zeichnet sie Menschen auf der Straße, im Park, während der Arbeit – so wie das viele Künstlerinnen und Künstler seit dem Mittelalter machen? Überraschender Weise geht Meral Alma nicht so vor. „Ganz und gar nicht“, wie sie beteuert. Die Gesichter der Menschen, die ihr täglich begegnen, die sie auf ihren Reisen sieht, zeichnet sie nicht, sondern speichert sie in ihrem Kopf ab. Auch in diesem Raum wird Almas Gesichter-Repertoire sich sicher weiter auffüllen – allerdings reduziert auf Männerporträts.

Was geschieht, wenn die Künstlerin vor der weißen Leinwand steht? Das ist eine Frage, die Meral Alma sich gar nicht stellt. Denn scheinbar mühelos – wie aus einer frischen Quelle – sprudeln die Porträts zielstrebig – an ihren Platz auf der Leinwand. Ohne dass sie sie vorher skizziert hätte.

Wir sehen Menschen aus allen Ecken der Welt. Ohne Kommentar auf Herkunft, Geschlecht, Beruf, Religionszugehörigkeit, Kultur, Nationalität stehen sie nebeneinander. Tänzerin und Punk, Araber und Afrikanerin, engelsgleiche Wesen, Träumer, Akrobaten und Musikerinnen scheinen zu einer Gemeinschaft von Möglichkeiten zu verschmelzen.

Meral Alma sucht nicht nach Unterschieden, sondern sie stellt die Menschen in ihren vielfältigen Erscheinungsformen als gleichwertig nebeneinander. So werden ihre Gemälde zu Versuchsanordnungen, die die Diversität unserer Welt einfangen.

Der indische Philosoph Amartya Sen beschreibt die Beschränkung auf eine singuläre Identität als „Identitätsfalle“. Wir sollten vielmehr, so Sen „die Pluralität unserer Identitäten anerkennen“.

Doch unsere Gesellschaften trauen sich nicht mehr, die Vielfalt als Möglichkeit anzuerkennen und zu begrüßen. An die Stelle unterschiedlicher Denkmodelle tritt das Dogma der „Alternativlosigkeit“. Diesem widersetzt sich die Malerei von Meral Alma, in dem sie uns eine Weltgemeinschaft vorführt. Eine solche Vision könnte in der heutigen Zeit einengender Nationalismen und Leitkulturen schon als Provokation verstanden werden.

Zugleich ist Meral Alma aber keine Künstlerin, die nur Ansichten eines Philosophen illustrieren würde. Als Künstlerin ist ihr der Mehrwert der Farbe, der Malerei gegeben und damit kann sie Inhalte in Emotionen verwandeln.

Die Farbe und der Auftrag der Farbe sind prägnante Merkmale ihrer Kunst. Dabei arbeitet Meral Alma äußerst temperamentvoll. Sie ist keine Malerin der leisen Geste. Im Gegenteil: Mit voller Wucht und einer geradezu hemmungslos unorthodoxen Farbgewalt gestaltet sie. Wie die Jungen Wilden in den 1980er-Jahren, also Rainer Fetting, Salomé, Jörg Immendorff, Elvira Bach fackelt auch sie nicht lange beim Auftragen der Farben. Sie schleudert, wirft, kratzt, wischt Rot-Orange-Blau-Braun-Goldtöne auf die Leinwand. Sie fügt der bekannten Farbskala hin und wieder leuchtende Spezialpigmente zu, um dem Bild und seinen Figuren mehr Aufmerksamkeit, mehr Licht zuteil werden zu lassen.

Dass die Leinwände während des Malprozesses nicht brav an der Wand befestigt bleiben, sondern nach Bildnotwendigkeit und Kompositionsprozeß gedreht und gewendet werden, ist da nur folgerichtig. Beispielsweise legt sie die Leinwand auf den Boden – so wie auch Jackson Pollock gearbeitet hat, wenn er seine berühmten Dripping-Bilder schleuderte. Almas Bilder sind wie die des amerikanischen Kollegen Körper-Explosionen, die auf der Leinwand als Würfe, Schrunden, Flecken, Kleckse sichtbar werden. Das ist pure Energie in bis zu 20 Farbschichten.

Allerdings: Wer jetzt denkt, die Künstlerin habe keine Kontrolle über ihre Werke, irrt. Ein analytischer Blick auf Bilder wie „Zirkus des Lebens“, „Königin“ oder „Urban Life“ zeigt: Als professionell ausgebildete Malerin versteht Meral Alma sehr gut, das Chaos zu gestalten. Dafür verwendet sie ein bewährtes Mittel: Linien. Sichtbar werden diese vor allem als Umrisslinien der Figuren. So haben schon die Expressionisten und die Art-Brut-Künstler gearbeitet.

Ein solch lineares Gerüst ist unbedingt notwendig, wenn man, wie Alma, mit riesigen Formaten arbeitet. 16 Meter breit und 3 Meter hoch ist beispielsweise das Gemälde „Zirkus des Lebens (4. Akt)“, das sie im vergangenen Jahr mit Lastkränen aus ihrem Atelier in der Altstadt nach Karlsruhe transportiert hat.

Eine Malerin, also eine Frau, die sich an derart riesenhafte Formate traut, das ist für viele Gesellschaften immer noch ein Grund zu staunen. Auch für die deutsche. Nur wenige wagen es hier: Katharina Grosse etwa, die jüngst das Innere und Äußere des Berliner Museums Hamburger Bahnhof in ein Farbfeld verwandelt hat. Grosse hat übrigens auch an der Düsseldorfer Kunstakademie studiert – und war dort bis vor ein paar Jahren Professorin. Die bedeutenden, historischen Frauen-Vorbilder für monumentale Malerei liegen weniger in Deutschland als vielmehr in Amerika. Es sind

die amerikanischen Expressionistinnen wie Helen Frankenthaler, Joan Mitchell und Lee Krasner, die sich schon in den 1950er-Jahren unseres Jahrhunderts an monumentale Formate wagten. Dass in Deutschland erst seit circa 20 Jahren auch Frauen im monumentalen Format gestalten – liegt auch an den immer noch spürbaren Nachwirkungen eines männlichen Genie-Kults, der Frauen die Qualifikation als Malerinnen oder Bildhauerin abspricht.

Glücklicherweise gehört Meral Alma einer Generation von Frauen an, die sich nicht mehr an männlichen Autoritäten orientieren. Es sei denn, sie sind fördernde Vorbilder – so wie ihr Lehrer an der Kunstakademie Düsseldorf, Professor Siegfried Anzinger. Anzinger war es auch, der sie geradezu motivierte, groß zu denken.

Vielleicht liegt der Mut der jungen Künstlerin, ihren Weg zu gehen, auch in ihrer Familiengeschichte begründet. Meral Alma ist eine Rheinländerin mit arabisch-türkischer Familiengeschichte. Sie wurde gefördert von liberalen Eltern und für das Leben gerüstet mit dem hohen Gut, sich die eigene Freiheit zu erkämpfen und zu bewahren. Als „ein Haus mit vielen großen Fenstern“ bezeichnete sie während unseres Gesprächs ihre Sozialisation.

Das bedeutet natürlich nicht, dass Meral Alma schon im Kindergarten gewusst hätte, wohin die berufliche Reise geht. So studierte sie erst einmal Soziologie und Germanistik an der Heinrich-Heine-Universität in Düsseldorf – zurzeit arbeitet sie an ihrer Doktorarbeit. Der Titel „Frauen zwischen Tradition und Moderne“ klingt, als beleuchte sie auch ihre eigene Entwicklung.

Die Idee, Malerin zu werden, wuchs erst während des Soziologiestudiums. In Boston, erzählte Alma, habe sie einmal auf einer Mauer gesessen, ganz alleine und plötzlich sei der Drang Malerei zu studieren, da gewesen.

Nun könnte man meinen, junge Menschen haben viele Träume, die nicht alle unbedingt realisiert werden müssen. Aber wer Meral Alma erlebt, weiß, dass diese Frau einen sehr guten Zugang zu ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen hat. Ihr Lebensmotto spricht Bände: „Wer mich liebt, geht mit mir“.

Meral Alma findet ihren eigenen Weg. Auch in der Malerei schließt sie keinen Pakt mit Kunstbewegungen, die gerade en vogue sind – wie Fotografie, Performance, Film oder Aktionskunst. Weit öffnet sie die Fenster in die Welt, so wie ihre Eltern das für sie einst getan haben. Aber jetzt, sagt sie, sähe sie die Welt mit ihren eigenen Augen. Und fügt hinzu: „Ein solch selbstbestimmtes Sehen und Urteilen, das ist in unserer Zeit schon eine Revolution.“ Dieses scharfe Urteil flankiert Meral Alma mit der Figur des Punks, die sie immer und immer wieder malt.

Dass der Erfolg für Meral Almas Malerei so schnell kam, scheint aus heutiger Sicht nur folgerichtig. Schon während des Studiums wurde sie zweimal mit dem Förderpreis der Kunstakademie Düsseldorf ausgezeichnet. In den jährlichen Rundgängen an der Akademie waren ihre Bilder schon nach wenigen Minuten verkauft. 30 Einzel- und Gruppenausstellungen verzeichnet ihr Lebenslauf bisher. In Düsseldorf wurde sie im K21 gezeigt und für die Heinrich-Heine-Universität schuf sie das Gemälde „Die Königin“ für den Hörsaal, der Selma Meyer gewidmet ist, jener Frau, die 1927 an der Medizinischen Akademie Düsseldorf als erste Frau in Deutschland eine Professur für Kinderheilkunde bekam.

Bleibt noch eine letzte Frage: Was geschieht mit uns? Den Betrachtern und Betrachterinnen, wenn wir Meral Almas Bilder ansehen? Geht es nach der Malerin, dann sollen wir den subjektiven Ausdruck ihres künstlerischen Akts auf uns übertragen. Aus diesem Grund hat sie sich gegen informelle Malerei ebenso wie gegen starren Realismus

entschieden. Wie schon bei den Künstlern der Jahrhundertwende, den Expressionisten, sind ihre Figuren Andeutungen und deren Gestaltung sichtbare Energie. „Der Betrachter“, sagt Meral Alma, „soll mit den Figuren kommunizieren“. Das ist eine Einladung zum Mitdenken und Mitfühlen.

Und? Geht ihr Kalkül auf? Ich würde sagen ja, wenn wir bereit sind, uns darauf einzulassen, Almas Weltgemeinschaft einen Platz in unserem Leben und Denken einzuräumen. Denn das große Paradox unserer Epoche ist: „Wir wagen es nicht mehr, uns die Zukunft als Weltgesellschaft vorzustellen, die nationale Egoismen und kulturelle Unterschiede überwindet“, sagt der französische Anthropologe Marc Augé. Und das, obwohl uns der Fortschritt der Wissenschaft Zugang zum unendlich Großen wie auch zum unendlich Kleinen ermöglicht.

Meral Alma wagt den Blick in die Zukunft eines universalen Miteinanders. Für die einen mag das eine Provokation sein – für mich ist dies der Weg in eine bessere Welt.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit

Düsseldorf 3. August 2021

* Die Rede wurde für die Preisverleihung am 3. August geschrieben. Aufgrund des schlechten Wetters wurde die Veranstaltung, die im Außenraum geplant war, abgesagt. Als möglicher Ersatztermin wurde der 31. August 2021 festgelegt.

** Christiane Hoffmans ist stellvertretende Leiterin der WELT AM SONNTAG, NRW. Die promovierte Kunsthistorikerin hat gerade das Buch „Der Jahrhundertkünstler Joseph Beuys – Einführung in Leben und Werk“ (kultur.west.Verlag) veröffentlicht.